

Nr. 236. Bromberg, den 5. Dezember 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von Karl Emil Franzos.

20. Fortsetzung.

Frau Rosel machte eine Bewegung, sie wollte sprechen.

„Später!" sagte der Rabbi streng. „In der „Klaus" (Gelehrtenstube) sprechen Weiber nur, wenn sie gefragt werden, und dann kurz! Ich, der ich doch wahrlich genug zu sagen hätte, rede auch kurz. Und ich bin doch der Rabbi! Denn warum? Weil geschrieben steht: „Das wohlriechendste Gewürz ist Schweigen." Und ferner steht geschrieben: „Der Weisheit Zaun ist die Schweigsamkeit!" Und dann steht noch geschrieben: „Bevor du gesprochen, bist du deiner Worte Herr! Nachdem du gesprochen, sind sie deine Herren! Darum besinne dich, ehe du sie deinem Munde entweichen läßt!" Und ebenso steht geschrieben: „Bewahre deine Zunge vor unnützen Reden, damit deine Kehle keinen Durst bekomme!""

„Ich verstehe", sagte der Marschallik mitleidig. „Soll ich Meyerl Schulklopfer sagen, daß er Euch etwas Wein bringt?" Und ehe sich der Rabbi über diese unerhörte Kühnheit gefaßt, sprach er weiter: „Wir haben nur zwischen zweien die Wahl. Erstens Reb Hirsch Salmenfelds Malke . . ."

„Schweigt!" unterbrach ihn der Rabbi. „Eine Verbindung mit einem solchen Menschen beredet man in einer „Klaus" nicht . . ."

„Es steht aber", wandte der Marschallik ein, „geschrieben: „Richte jeden nach seiner eigenen Tat!" Reb Hirsch ist der Frömmste der Frommen. Hab' ich nicht recht, Frau Rosel?"

Die Frau blickte furchtsam nach dem Rabbi hin. „Der Rabbi meint aber —" begann sie zögernd.

„Ich mein' nicht!" rief der Greis. „Ich w e i ß, daß es eine Todsünd' wär'. In eine Familie, wo solche Frevel geschehen, läßt man keinen Waisen heiraten. Vielleicht ist auch die Tochter gottlos, sie kann ja Deutsch lesen!"

„Aber Rabbi — meine Jütte sagt —"

„Eure Jütte! An Eurer Stelle ließ' ich mein Kind nicht dort . . . Deutsch Lesen und Schreiben ist ein Makel fürs ganze Leben, noch mehr — ein G i f t ist es! Wer darf mit Gift umgehen? Der Apotheker. Luiser muß es können, weil er die Matrikel zu führen hat, und Dovidl Morgenstern wegen der Prozesse. Aber für jedes andere jüdische Kind, ob Mann, ob Weib, ist es Todsünde — Todsünde, hört Ihr! Und was immer gegen Sender vorgebracht wird, er ist fromm und hält alle Gebote und hat sich fern gehalten von den Frevlern und Abtrünnigen. Ihm ein Weib, das christliche Bücher liest?! Ich bin sein Annehmer und duld' es nicht! So ein Weib kommt überhaupt nie in m e i n e Gemeinde — n i e m a l s!"

Der Marschallik zuckte die Achseln. „Dann muß er die aus Kolomea nehmen", sagte er, „Reb Chaim Goldguldens Lea. Der Vater ist einverstanden, er weiß, daß sich kein anderer findet!"

„Ums Himmelswillen", schrie Frau Rosel auf. „Die Kleine, Bucklige?! Und häßlich ist sie wie die Nacht und fast dreißig Jahr' alt — man hat's mir gesagt!"

„Achtundzwanzig!" sagte der Marschallik. „Übrigens — ich hätt' dem armen Sender die hübsche Malke auch lieber gegönnt . . ."

Der Rabbi strich nachdenklich den langen Bart.

„Reb Chaim Goldgulden ist ein Frommer und Gerechter", sagte er. „Klein? Bucklig? Was tut das? Es steht geschrieben: „Achte auf die Schönheit des Herzens!" Die Tochter von Reb Chaim ist gewiß tugendhaft und flieht vor dem Laster!"

„Da könnt Ihr ganz ruhig sein!" rief der Marschallik. „Wenn Ihr sie kennen würdet! Lea braucht vor dem Laster nicht zu fliehen — das Laster flieht vor ihr!"

„Und die zweihundert Gulden für Dovidl Morgenstern würde Reb Chaim sofort erlegen?!"

„Ja!" erwiderte der Marschallik. „Ich glaub', der würde sogar fünfhundert zahlen! Wenn nur den alten Mann nicht vor Freud' der Schlag trifft! — Daß er die noch anbringt, hat er wirklich nicht mehr gehofft! Übrigens sind ihr achthundert Gulden vor Gericht zugeschrieben!"

„Gut!" sagte der Rabbi. „Meyerl!" rief er laut. „Wo ist Euer Sohn?" wandte er sich an die Frau.

„In der Werkstätte. Aber um Himmelswillen —"

Der Schulklopfer erschien an der Tür.

„Du holst den „Pojaz" aus seiner Werkstätte", befahl ihm der Rabbi, „rasch!"

Der Bote stürzte davon.

„Rabbi!" rief Frau Rosel unter strömenden Tränen. „Das ist ja eine Sünd' vor Gott. Einen Menschen mit gesunden Gliedern wollt Ihr an einen Krüppel binden?"

„Schweigt!" rief der Greis in heftigem Zorn. „Was Sünde oder fromme Tat ist, weiß ich besser als Ihr! Sünde wär's, wenn er Sellner würde! Glaubt Ihr, ich misch' mich zum Vergnügen in Eure Sachen! Aus Ehrfurcht für die Gebote Gottes! Aber dann muß ich auch so entscheiden, wie es seinem Willen entspricht!"

„Oh!" schluchzte Frau Rosel. „Das kann seinem Willen nicht entsprechen! . . . Die Ehe wird ja auch kinderlos bleiben! So ein Krüppel kann nicht Mutter werden. Nicht wahr, Reb Itzig?"

Der Marschallik zuckte die Achseln. „Bei Gott ist alles möglich! . . . Aber ein Wunder wär's!"

„Hört Ihr?" rief Frau Rosel. „Ich bin ja ein unwissend Weib, aber ich hab' immer gehört: eine Ehe zu stiften, die kinderlos bleiben muß, ist Sünde!"

„Ein unwissend Weib!" sagte der Rabbi. „Ihr sagt es selbst! Es gibt nur eine Todsünde für Mann und Weib: unvermählt zu bleiben! Bleibt die Ehe kinderlos, so wird sie selbstverständlich wieder getrennt. Übrigens —" er wandte sich an den Marschallik — „wißt Ihr noch eine dritte?"

„Nein . . ." erwiderte dieser. „Aber vielleicht in einigen Tagen . . ." fügte er mitleidsvoll, zu Frau Rosel gewendet, hinzu.

„Haben wir dazu Zeit?" fragte der Rabbi. „Gebt mir die Vorladung", befahl er der Frau.

Sie reichte sie ihm hin.

Er schüttelte den Kopf. „Das kann ich nicht lesen!" sagte er und schob das Blatt scheu von sich.

„In vierzehn Tagen ist die Rekrutierung", sagte Frau Rosel. „Aber bis dahin —"

„Sollen wir warten?" fuhr der Rabbi auf. „Unmöglich! Lea! Es bleibt dabei."

Während so über seine Zukunft entschieden worden, saß Sender ahnungslos in der Werkstätte. Als Meyerl

Kaiseradler hereinstürzte, ihn zum Rabbi zu entbieten, schrak er heftig zusammen. Hatte Rabbi Manasse von seinen Besuchen im Kloster erfahren? Dann war er verloren!

„Warum?" stammelte er. „Wozu —"

„Es ist wegen der Rekrutierung", sagte Meyerl beruhigend.

„Der Rekrutierung?" stammelte Sender mit bleichen Lippen. „Ich bin ja frei!"

„O nein!" flötete Josele Alpenroth mit sanfter Stimme, aber seine Augen leuchteten vor Freude, „das ist ein Irrtum von dir, lieber Sender! Du mußt dich stellen!"

„Ja, das mußt du!" bestätigte Meyerl. „Ich hab' dir ja auch den Befehl zur Losurg zuzustellen gehabt. Deine Mutter hat ihn eben für dich übernommen. Aber komm' — sie warten!"

Einen Augenblick stand Sender starr vor Schrecken. Dann begann er zu taumeln; er empfand plötzlich einen furchtbaren Schmerz in der Lunge, als würde ihm da ein Messer eingebohrt, und gleichzeitig überflutete das Blut sein Hirn — ein Schwindelanfall wie am Morgen, nur ungleich stärker.

Erschreckt sprang der Meister auf den Schwankenden zu und ließ ihn auf den Schemel gleiten. Schweratmend saß Sender da, sein Antlitz ward abwechselnd tiefrot und totenfahl; instinktiv hielt er die Hand auf die Brust gepreßt.

„Sellner!" stammelte er. „Jetzt! . . . Barmherziger Gott . . . jetzt!"

„Aber nein!" tröstete Meyerl. „So höre doch nur! Sie beraten ja eben! Komm'!"

Sender raffte sich auf und folgte dem Boten; anfangs zögernden Schritts, dann lief er rascher als dieser. Die Wärme und Schwere in den Lungen wuchs zur quälenden Hitze, der Atem ging pfeifend aus und ein, das fahle Antlitz war von kaltem Schweiß überdeckt. So stürzte er, lange vor Meyerl, in die Stube des Rabbi und auf seine Mutter zu, die ihm, fast ebenso bleich wie er, das Antlitz von Tränen überströmt, die Arme entgegenbreitete.

„Es ist ja nicht möglich!" keuchte er mühsam hervor. „Ich bin ja dein einziger Sohn! . . . Wo ist der Befehl?"

Er riß ihr das Schriftstück aus der Hand.

„Sender G l a t t e i s!" schrie er auf, „Das bin ja nicht ich . . . Und doch . . . „bei der Rosel Kurländer" . . ."

Das Blatt entfiel seiner Hand.

„Barmherziger Gott!" stöhnte die alte Frau auf und schlug die Hände vors Antlitz.

„Mutter . . . was ist das . . . was bedeutet das?!" Zitternd tastete seine Hand nach der ihrigen . . .

Da fühlte er sich plötzlich an der Schulter gefaßt und zurückgerissen. Der alte Rabbi stand vor ihm, hoch aufgerichtet, mit verstörten Augen, fassungslos vor Zorn.

„Elender!" schrie er. „Du kannst diese Buchstaben lesen? . . . Meinen Fluch über dich . . . Hinweg . . ."

Sender suchte sich loszumachen — da fühlte er jenen schneidenden Schmerz wiederkehren, heiß und salzig quoll es in seiner Kehle empor und drohte ihn zu ersticken; er sank zu Boden und ein Blutstrom brach aus seinem Munde.

„Er stirbt!" schrie Frau Rosel auf und warf sich über ihn. „Ihr habt ihn mir getötet!"

* * *

S e c h z e h n t e s K a p i t e l.

Als Sender wieder zum Bewußtsein gelangte und um sich blickte, fand er sich in seinem Bette, aber im Wohnzimmer des Mauthauses. Es war Nacht, auf dem Tisch brannte ein Öllämpchen, die Fenster standen weit offen und ließen die laue Frühlingsluft einströmen. Von der Straße her klang lauter Gesang aus rauhen Kehlen, der allmählich in der Ferne verhallte. Dieses Lärmen mochte ihn aus dem Schlaf geweckt haben, in dem er wohl lange gelegen, sehr lange; er empfand dies sofort, als er die Augen aufschlug. Auf seinem Kopf lag etwas Kaltes, Nasses — er tastete danach, es war ein in Eiswasser getauchtes Tuch.

Vom Fußende des Bettes erhob sich eine Gestalt und beugte sich über ihn. „Reb Itzig?" murmelte der Kranke erstaunt.

„Gottlob!" rief der Marschallik fröhlich. „Aber nun schläfst du noch ein bissele, wenn ich dich schön bitten tu'! Es ist kaum Zwei — was fängst du so früh an?!"

„Ich war wohl krank?" stammelte Sender und nun kam ihm die dunkle Erinnerung, als hätte sich das letzte Mal, da er dies Antlitz gesehen, etwas Peinvolles, ja Furchtbares zugetragen — aber was war es nur gewesen — und wann? . . .

„War das gestern?" murmelte er.

„Pst!" machte der Marschallik. „Geschichten erzählen wir uns ein andermal." Er streichelte ihm liebevoll das Antlitz. „Nun schlaf', sag' ich!"

Und Sender schloß gehorsam die Augen — er fühlte sich so furchtbar müde. Der Alte nickte zufrieden. Dann schlich er auf den Fußspitzen ans Fenster.

Am Schranken draußen stand Frau Rosel; sie konnte heute nacht ihren Posten kaum auf eine Minute verlassen. Denn es war die Nacht nach der Rekrutierung; von Mitternacht ab strömten die Bauern des Bezirks aus Barnow wieder in ihre Dörfer zurück; die einen traurig, die anderen fröhlich, aber alle betrunken. Wer der Gefahr entronnen, mußte dies ausgiebig feiern; die Rekruten aber und ihre Angehörigen konnten ja nicht ungetröstet heimkehren. Unablässig scholl das Heulen, Schluchzen und Johlen durch die Nacht, kaum daß der Lärm des einen Trupps verklungen war, verkündete schon der nächste sein Nahen. So eben jetzt —

„Mädel, einen letzten Kuß,
Weil ich jetzt marschieren muß —"

heulte eine meckernde Stimme in den höchsten Tönen aus dem Leiterwagen, der langsam herangehumpelt kam, und die anderen, die im Wagen saßen, fielen johlend im Chorus ein: „Marschieren muß . . ."

Dennoch teilte der Marschallik der Frau nur flüsternd die Freudenbotschaft mit.

„So wahr ich die Freud' haben soll," schwor er, „meine Füße unter dem Trauhimmel zu sehen, er hat ganz deutlich „Reb Itzig" gesagt und vernünftig gesprochen. Frau Rosel, er ist gerettet."

Sie erhob die Augen zum Himmel.

„Aber nun schließet die Fenster," bat sie, „das Gesindel schreit immer lauter! Wenn nur die Nacht schon vorbei wär'!"

Der Marschallik tat, wie sie gewünscht, aber das nützte auf die Dauer nicht. Gegen die dritte Stunde kam ein Trupp vorbei, der sich für den Heimgang ganz besonders gestärkt, denn er brüllte, daß die Scheiben zitterten:

„Nach Wien werd' ich gehen
Vor des Kaisers weißes Haus
Und werde weinen und flehen:
Gib den Iwon heraus!"

„Der Teufel wird euch holen, ehe ihr hinkommt," murmelte der Marschallik grimmig und beugte sich unwillkürlich über den Kranken, als könnte er dadurch das Lärmen von ihm abhalten.

Aber schon war Sender emporgefahren.

„Rekruten —" murmelte er verstört. „Ich muß auch mit . . ." Er suchte die Decke abzuschütteln.

„So wie du bist in dieser Generalsuniform?" lachte der Marschallik und drückte den Kranken in die Kissen nieder. „Du bist kein Rekrut, es geht dich nichts an," sagte er nachdrücklich. „Heut' bin ich dein Hauptmann und befehl' dir: „Augen zu!" Aber er mußte lange bitten, bis Sender sich beruhigte, und nun fuhr der Kranke bei jedem Geräusch empor.

So auch, als Frau Rosel zwei Stunden später endlich abkommen konnte und an sein Lager trat.

„Mutter!" rief er freudig, als er sie erkannte. Dann aber wurde seine Miene ängstlich. „Bist du — bist du mir bös?"

Sie hatte bisher tapfer an sich gehalten, nun war ihre Kraft zu Ende. „Mein armes Kind!" schluchzte sie auf, und die Tränen überströmten das bleiche, vergrämte Antlitz, das in diesen bösen Tagen um Jahrzehnte gealtert war, „quäl' dich nicht. Wenn du nur gesund wirst, ist alles gut!"

Da lächelte der Kranke, und als ihm die Mutter die Hand auf die Stirne legte, schlummerte er sanft wieder ein.

„Das wär' in Ordnung," sagte der Marschallik. „Das Fieber ist weg, in vier Wochen ist er gesund. Der versoffene Grundmayer hat ja kaum gewußt, was er verschreibt, aber Gott hat ihn gerettet!"

„Gelobt sei Sein Name!", stimmte sie unter heißen Tränen bei. „Aber morgen wird er sich besinnen, was geschehen ist, und zu fragen anfangen . . ."

„Und dann ist Gott tot und Ihr verloren!" fiel der Marschallik ein. „Sprecht nicht so töricht Frau Rosel, es wird sich alles finden! Jetzt aber legt Ihr Euch auf ein paar Stund' schlafen! . . . Gleich werdet Ihr gehorchen!" fuhr er fort, als sie sich sträubte. „Wollt Ihr auch krank werden?"

„Reb Itzig", sagte sie gerührt, „was seid Ihr für ein Mensch!"

„Ein kluger!" erwiderte er. „Der einzige Schlaukopf in ganz Barnow! Da ist eine arme, verlassene Witwe mit ihrem todkranken Sohn — wo war mehr Gotteslohn zu holen, als in den letzten vierzehn Tagen hier? Und alles haben die dummen Leut' mir gelassen . . . Im Ernst, Frau Rosel", fügte er bei, „ich hab' Euch zu danken."

Nachdem sie in ihre Kammer gegangen war, setzte sich der Marschallik an das Fußende des Lagers und verließ den Platz nur, wenn ein Wagen am Schranken hielt. Er dachte nach — es waren keine fröhlichen Gedanken, die den mitleidigen Mann erfüllten. Er war kein Fanatiker, der

fröhliche, kluge Lustigmacher von Barnow, es entsetzte ihn nicht, daß Sender heimlich die „christlichen Zeichen“ erlernt, aber unbehaglich war es ihm doch. „Darum also“, dachte er, „hast du mir und dem dicken Mortche in Mielnica so übel mitgespielt. Natürlich, ein „Deutsch“ heiratet spät oder gar nicht. Und ein „Deutsch“ willst du ja werden. Wer das hinter dem lustigen Pojaz gesucht hätt'! Mein armer Jung', dazu wär's, fürcht' ich, zu spät für dich, und wie willst du's denn nun machen? Wer dir die Bücher geschenkt hat, die wir oben in deiner Lade gefunden haben, mag der Teufel wissen; sie sind nun verbrannt, aber das Schlimme für dich ist geblieben! Der Rabbi in Wut, die Gemeinde geegn dich — was machen wir nun aus dir? Und was sagen wir dir jetzt, wo du deinen richtigen Namen kennst?“

Sorgenvoll griff er nach Senders Gebetriemen, die — wie es die fromme Sitte bei schwer Erkrankten gebietet — samt dem Andachtsbüchlein in einem Netz zu Häupten des Lagers hingen, schlug sie um Stirn und Rechte und verrichtete sein Morgengebet Als er an die Stelle kam: „Hilf uns, Vater, dann wird uns geholfen sein! Denn von dir allein kommt das Heil“, belebte sich sein Antlitz, und nachdem er das Gebet beschlossen, wiederholte er die Worte noch einmal.

„O ich Narr!“ murmelte er. „Gott ist doch auch *sein* Vater! Nein, du wirst nicht zugrunde gehen, du armer Mensch. Er wird mir schon was für dich einfallen lassen, auch wenn ich selbst keinen Rat mehr weiß!“

(Fortsetzung folgt.)

Der neue Anzug.

Humoreske von **W. Hoeppener**, Flatow.

Und es begab sich, daß meine Verleger mir Geld schickten. . . . Wenn ich auch nicht oft das große Vergnügen und das Glück habe, den Geldbriefträger in meinen bescheidenen Räumen empfangen zu können, diesmal war die Sendung so beträchtlich, daß ich beschloß, mir einen neuen Anzug machen zu lassen. Denn auch an der Garderobe eines Schriftstellers pflegt der Zahn der Zeit zu nagen. Und bei mir hatte er bereits sehr heftig genagt — —

Also, ich beschloß, mir einen neuen Anzug machen zu lassen und zu diesem Zwecke meinen alten Hof- und Hausschneider Ewald Klawottke aufzusuchen, der für derartige schwierige Angelegenheiten maßgebend ist. Außerdem sollte er meinen Wintermantel, an dem der Zahn der Zeit auch nicht ganz spurlos vorübergegangen war, soweit aufbügeln, daß er wieder halbwegs anständig aussah.

Ich tat Geld in meinen Beutel, nahm den ramponierten Mantel über den Arm ,rückte das Hütchen unternehmungslustig auf das linke Ohr und verließ meine Gemächer, um Ewald Klawottke aufzusuchen. Der erste Bekannte, den ich auf der Straße traf, war mein Freund und Kollege Max. — Eigentlich ist er ja nicht mehr mein Kollege, denn er ist jetzt bei einer Filmfirma als Reklamechef tätig. Als solcher hat er — wie er mir gelegentlich wohlwollend mitteilte — die moralische Verpflichtung, ganz elegant gekleidet zu sein.

„Wo gehst du hin?“ fragte Max mich und schwenkte das Stöckchen mit silberner Krücke.

„Zu Klawottke, mir einen Anzug bauen lassen,“ gab ich Auskunft.

„War auch Zeit!“ äußerte sich Max und legte die Stirn in mißbilligende Falten. Mein Äußeres schien nicht ganz seinen Beifall zu finden. „Aber zu Klawottke würde ich nicht gehen. Wenn schon, denn schon! Ich werde dich meinem Atelier empfehlen, da bekommst du wenigstens etwas ganz Erstklassiges. Und durchaus nicht etwa sehr teuer.“

Das war Wasser auf meine Mühle! Warum sollte ich nicht etwas Erstklassiges haben? War ich schlechter als andere? Und außerdem: ich hatte Geld in meinem Beutel.

Ohne meine Antwort abzuwarten, winkte Max einem Auto, schob mich „Du gestattest doch?“ in den Fond, rief dem Fahrer eine mir unbekannte Adresse zu, und ab ging es.

Die Gegend, in der wir hielten, war wirklich erstklassig. Und erstklassig war auch das Haus, an dem ein großes Schild prangte mit der Aufschrift: „Brown und Fertikowsky, Atelier für moderne Bekleidungskunst.“

In einem Raum, dessen Ausstattung ich mir selbst in meinen ausschweifendsten Träumen nicht auszumalen gewagt hätte, stürzte ein wundervoll duftender Herr in elegantem Smoking und halben Lackschuhen auf uns zu und begrüßte Max mit ungewöhnlicher Herzlichkeit.

„Ah, der Herr Max! O. die Ehre! Wollen Sie sich einen Anzug — nein? Ach, der Herr? Natürlich! Hm! Ja!“ Die Herzlichkeit ließ bedeutend nach, als sein kritisch musternder Blick meinen äußeren Menschen abgeschätzt hatte. „Aber nehmen die Herren doch Platz! Bitte!“

„Hoeppener!“ sagte ich schüchtern und verneigte mich, während der duftende Herr auf eine Klingel drückte.

„Quatsch!“ sagte Max und warf sich in einen Fauteuil mit geradezu aufregendem Gobelinmuster. „Das ist 'n Empfangschef. Mach bitte keine Witze!“ wobei er mich strafend ansah.

Eine Tür öffnete sich lautlos und herein trat — nein, tänzelte ein Herr, der noch eleganter war als der duftende. Er verneigte sich unendlich vornehm und lispelte: „Ich habe die Ehre, mein Name ist Fertikowsky! Der Herr Seniorchef wird sofort erscheinen. Wollen wir plaudern unterdessen. — Bitte!“ Herr Fertikowsky zog die messerscharf gebügelten Hosenbeine hoch, setzte sich vorsichtig auf den Rand eines Stuhles und bot uns aus einem goldenen Etui eine Zigarette an. Dann verwickelte er mich in ein etwas einseitiges, aber angeregtes Gespräch über die letzten Trabrennen, was mich sehr interessierte, obwohl ich nichts davon verstehe.

Inzwischen öffnete der duftende Empfangschef eine Flügeltür, räusperte sich und neigte sein Haupt bis zur Erde. Herein trat — jeder Zoll ein König — Herr Brown, der Seniorchef. Mit schneeweißen Haaren, in der linken Augenhöhle ein goldgerandetes Monokel, kam er auf uns zu, reichte Max und dann mir gnädigst zwei Fingerspitzen und erkundigte sich nach unseren Wünschen.

Herr Fertikowsky entnahm dem geschnitzten Bücherschrank eine Mappe aus gepreßtem Leder und deutete beratend auf kleine Stoffproben, die zwischen den Seiten lagen. Mit überwältigender Mehrheit entschied sich die Versammlung für ein mausgraues, zart gestreiftes Muster, und der Herr Empfangschef wurde beauftragt, den Zuschneider zu holen.

Da ich mausgrauen Stoff nicht leiden kann und als vorsichtiger Mann gern den Preis des Anzuges vorher erfahren hätte, machte ich einen schüchternen Versuch zu protestieren. Doch da kam ich schön an: „Aber mein Herr! Wir beraten Sie ganz individuell auf Grund jahrzehntelanger Erfahrungen. Wir sind das führende Haus am Platze. Und wir übernehmen jede Garantie, daß Sie etwas absolut Erstklassiges erhalten. Etwas absolut Erstklassiges! Nicht wahr, François?“

François war der Zuschneider. Obwohl blond und blauäugig, neigte er doch zustimmend den sorgfältig frisierten Schädel und flüsterte: „Oui monsieur!“

Mein Widerstand war gebrochen, und ich ließ alles mit mir geschehen. Mit einer Feierlichkeit, als handele es sich um einen Tempeldienst, nahm Herr François Maß, betrachtete meine Figur, schüttelte den Kopf, kniff ein Auge zu, multiplizierte meinen Brustumfang zu der Armlänge, dividierte die erhaltene Zahl durch meine Kragenweite, zog mit Hilfe von Logarithmentafeln die Wurzel aus meiner Schrittlänge und nickte nach einer halbstündigen, mühevollen Arbeit zufrieden: „C'est bien!“ Worauf Herr Fertikowsky mich höflich, aber bestimmt für den übernächsten Tag zur ersten Anprobe einlud. Dann begleitete uns der Stab des Hauses bis zur Straße und verabschiedete sich mit unglaublich tiefen und zahlreichen Verneigungen. Nur der Seniorchef stand oben am Fenster, putzte sein Monokel und nickte lächelnd. — —

In den nächsten Tagen kam ich nicht zum Arbeiten. Das Haus Brown und Fertikowsky hielt mich mit Polypenarmen fest. Kaum, daß ich mir die notwendigste Zeit für die Mahlzeiten erkämpfen konnte. Vormittags Anprobe, nachmittags Anprobe. Anprobe bei Tageslicht — Anprobe bei Abenddämmern — Anprobe bei festlicher Beleuchtung und Anprobe im Dunkeln. Ich mußte gehen, sitzen, laufen, mich verneigen, die Arme heben und senken und den Rumpf neigen. Und immer standen die Chefs und ein duftender Empfangsherr kritisch musternd im Hintergrund.

Endlich war das große Werk vollendet! Entzückt tänzelte Herr Fertikowsky um mich herum, Herr Brown klatschte lautlos in die Hände, der Empfangschef nickte, und François meinte immer wieder: „Très chic, très chic!“ Und ganz zuletzt kam noch ein Kassierer, der mich ebenfalls bewunderte, und bei dem ich eine Summe abladen durfte, für die ich bei Klawottke drei Anzüge bekommen hätte. Dafür war ich aber auch von einem erstklassigen Hause, einem „Atelier für moderne Bekleidungskunst“ bedient worden! — —

Am nächsten Tage machte ich mich — im Glanze der Brown- und Fertikowskyschen Schöpfung — auf den Weg, um Klawottke endlich den Wintermantel zu bringen. Der Alte musterte kopfschüttelnd den neuen, mausgrauen, zartgestreiften Anzug und meinte dann:

„Wissen Se, der Anzug ist ja ganz hübsch! Wenn 'ch da noch am Rücken was rausnehm und de Ärmel kürzer mach, denn sieht's kein Mensch, daß Sie 'n fertig gekauft haben!“

Verlassene Burg.

Des Bergfrieds arg zerriss'ner Zinnenkranz
Trotzt grau in das Gewölk des roten Brands
Der Wolkenschiffe, die ihr Herz verfeuern
Und sterbend stummer Nacht entgegensteuern.

Burgfenster fangen einen goldenen Schein.
Um starre Giebel rankt der wilde Wein.
Am Wall stehn dunkle Pappelprozessionen,
Und keine Hand mehr winkt von den Balkonen.

Im Hofe fragt des Nagelschuhes Schritt,
Wer hier turnierte, lachte, liebte, litt, —
Wo schöne Frauen girren hinter Fächern — —
Es lauscht der Wind an heimlichen Gemächern. —

Starb denn die Zeit — nein, eine Lebensspur
Tickt eines Wurmes ungewisse Uhr. —
Wir wollen glauben, wenn wir auch nicht sehen
Und trotzend wie der graue Bergfried stehen.

Franz Mahlke.

Mörder „Jumbo".

Artistenlos, sagt man und zuckt die Achseln. Jeder Beruf hat seine Tücken, der eines Artisten in erhöhtem Maße, von allen Artisten ist wiederum am meisten in ständiger Gefahr der Tierbändiger, der Dompteur. Natürlich gibt es Tiere, die sich schnell und leicht beeinflussen lassen, die nie einen Menschen angreifen, wenigstens nicht den, der täglich mit ihnen zusammen ist, von dem sie wissen und fühlen, daß er für sie sorgt. Gewiß gibt es Tiger, Löwen, Elefanten, die aus irgendeinem Grunde, sei es Angst oder Anhänglichkeit, sich den Anweisungen ihres Lehrmeisters ständig fügen, aber es gibt keinen Dompteur, der nicht mit irgendeinem seiner Tiere mal schlechte Erfahrungen gemacht hätte. Narben und Kratzwunden tragen sie alle auf ihrem Körper, und ich erinnere mich, daß mir vor wenigen Jahren der bekannte Tigerdresseur Sailer Jackson sagte, es gäbe kein wildes Tier, das, selbst in der Gefangenschaft geboren und aufgewachsen, seine Urinstinkte ganz ablegen, keines, dessen man je vollkommen sicher sein könne, ja, daß Tiere, die man seit Jahren als gutmütig und harmlos kenne, plötzlich doch mal auf einen losgehen. Drei Wochen danach lag er selbst im Spital, von der Pranke eines seiner „Kameraden" zu Boden geschlagen.

Ähnlich erging es jetzt Willi Koßmayer, nur daß er nicht mit dem Leben davonkam. Er war einer der bestrenommierten und bekanntesten Elefantendompteure, Besitzer des berühmten Jumbo, jenes Elefanten, der als einziger der Welt dazu gebracht worden war, auf dem rechten Vorderfuß einen Handstand zu machen. Jumbo ist wohl in allen größeren Städten Europas aufgetreten und erregte überall Aufsehen nicht nur durch seine Geschicklichkeit und Vielseitigkeit, sondern auch weil er sprichwörtlich gutmütig war. Alle Leute sagten: Ach, wie ist er artig! Und sie hatten recht, denn Jumbo, mit dem Willi Koßmayer schon seit 17 Jahren durch die Welt zog, galt als einer der gelehrigsten und tüchtigsten gezähmten Elefanten.

Und trotzdem hat er nun seinen Herrn und Meister getötet, brutal und roh, wie Tiere eben sind, und hat dadurch wieder mal bewiesen, daß wilde Tiere eben unberechenbar sind. Fälle von Angriffen dressierter Katzen, wie Löwe und Tiger, auf ihren Dompteur sind verhältnismäßig selten, aber doch viel häufiger als solche von Elefanten. Einmal gibt es viel mehr Löwen und Tiger in Dressur, zweitens sind Elefanten sicher viel ruhiger und auch wohl schwerblütiger. Andererseits ist ein Angriff eines solchen Dickhäuters viel gefährlicher als der einer Katze. Löwe und Tiger lassen sich durch Peitsche, Stachelstab oder Schreckschüsse manchmal noch abhalten oder doch so lange einschüchtern, bis der Dompteur den Käfig verlassen hat, auf einen Elefanten, wenn er mal wütend ist, macht das alles gar keinen Eindruck. Gegen seinen Rüssel, gegen seine Beine, gegen seine Zentnerkraft und seine Wucht ist jeder Menschenleib, jede Menschenkraft ein Atom. Dabei benimmt sich der Elefant, wenn er mal boshaft wird, viel heimtückischer als die so verschrienen Katzenarten.

Koßmayer hatte mit seinem Jumbo bereits Winterquartier bezogen, als ein Breslauer Varieté ihm Engagement für Dezember anbot. Der Dompteur überlegte nicht lange, sagte zu und fuhr nach der schlesischen Metropole, um einen Stall für Jumbo zu suchen, denn der geht mit seiner Größe von drei Meter nicht in jede Hundehütte. Als er eine passende Unterkunft gefunden hatte, fuhr er zurück und nahm bei Jumbo Maß, ob er auch in den Stall hineingehe. Diese Meldung klingt etwas unverständlich, denn es ist nicht recht einzusehen, warum ein Mann, der seit 17 Jahren mit einem Tier umherzieht und natürlich dessen Maße genau kennt, plötzlich diese vergessen haben soll. Wie dem auch sei, Koßmayer begab sich zu seinem Elefanten, der plötzlich wild ward und sich auf den Dompteur stürzte. Der Kampf, wenn man dies Wort gebrauchen soll, dauerte nur wenige Sekunden, dann hatte der Riese den Menschen zermalmt. Rettung war unmöglich. Für das Verhalten Jumbos, der so zum Mörder geworden ist, hat man keine andere Erklärung, als daß er sich in der Brunst befindet, einer Zeit, in der alle wilden Tiere unberechenbar und sehr gefährlich sind. Kaum glaublich, daß Koßmayer, der sein Tier doch genau kannte, das nicht gewußt haben soll, vielleicht aber konnte er sich nicht darum kümmern, da er das Engagement bereits zugesagt hatte und die willkommene Einnahme nicht verlieren wollte. So hat wieder einmal einer der tüchtigsten Artisten sein Leben lassen müssen mitten in seinem gefährlichen Beruf, mitten in der Arbeit, mitten in der Vollkraft seines Alters.

U. E.

Erster Schnee.

Von Gottfried Keller.

Wie nun alles stirbt und endet
Und das letzte Lindenblatt
Müd sich an die Erde wendet
In die warme Ruhestatt,
So auch unser Tun und Lassen,
Was uns zügellos erregt,
Unser Lieben, unser Hassen
Sei zum welken Laub gelegt.

Reiner, weißer Schnee, o schneie,
Decke beide Gräber zu,
Daß die Seele uns gedeihe
Still und kühl in Wintersruh!
Bald kommt jene Frühlingswende,
Die allein die Liebe weckt,
Wo der Haß umsonst die Hände
Dräuend aus dem Grabe streckt.

Bunte Chronik



* **Bolko von Hochberg †.** Im Alter von 83 Jahren starb in Bad Salzbrunn Reichsgraf Bolko von Hochberg, der sechzehn Jahre lang als Nachfolger Botho von Hülsens Generalintendant der Königlichen Schauspiele in Berlin war. Als solcher führte Bolko von Hochberg, der übrigens 1876 die großen schlesischen Musikfeste gründete, eine Hochblüte der Königlichen Schauspiele herauf.

*

* **Neuer Dünensturz bei Schwarzort.** Ein schwerer Dünensturz hat sich in der Nähe des memelländischen Bades Schwarzort in den sogenannten toten Dünen ereignet. Fischer, die in der Nähe fischten, hatten ein donnerähnliches Getöse vernommen. Der Einsturz der Dünen war weithin hörbar, da er eine große Detonation hervorrief. Die Düne ist an dieser Stelle völlig verschwunden und es hat sich ein Haffufer gebildet. Glücklicherweise haben um diese Zeit noch keine Fischer gefischt, sonst wäre ein schweres Unglück entstanden. Ein ähnlicher Dünensturz hat sich bereits vor einem Jahre in Schwarzort ereignet.

*

* **Das Modenhaus der Großfürstin.** In Paris haben russische Emigranten ein Modenhaus eingerichtet. Den Vorsitz in der Geschäftsleitung hat die Großfürstin Maria Pawlowna. Dieser Tage ist es nun vor einem Pariser Gericht zu einem Prozeß gekommen, den eine Russin Frau Morosowna gegen die Großfürstin angestrengt hat. Die Klägerin hatte sich mit einem Kapital von 100 000 Frank an dem Modehause beteiligt und behauptet, von der Geschäftsleitung geschädigt worden zu sein. Der Anwalt der Klägerin hatte im Interesse seiner Klientin eine der Großfürstin gehörige Geldsumme mit Beschlag belegen lassen. Gegen diese Beschlagnahme erhob der Anwalt der Großfürstin, der sozialdemokratische Abgeordnete der französischen Kammer Marius Moutet Einspruch, doch hat das Gericht diesem Einspruch einstweilen keine Folge gegeben. — Die Großfürstin Maria Pawlowna war früher mit einem schwedischen Prinzen, dem Herzog von Södermanland, verheiratet, von dem sie geschieden ist.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.